Unter Kreuzband.

Eine Humoreske von A. Oskar Klaußmann.

Als der Oberst von Schölln mit seiner Frau und seiner zwanzigjährigen Tochter Hildegard auf der italienischen Reise mit der Gesellschaft, der er sich angeschlossen hatte, nach Mailand kam, fand er hier im Hotel unter seiner Adresse einen Kreuzband mit Zeitungen.

Er öffnete ihn und sah einige Nummern der Hauptprovinzzeitung, sowie mehrere Nummern des Lokalblattes seiner Garnison. Der Oberst suchte zuerst eifrig nach, ob irgend ein besonderer Artikel oder eine Nachricht in den Zeitungen angestrichen sei, fand aber nichts Derartiges. Die Handschrift auf dem Streifband war die eines Mannes, der ziemlich viel in seinem Leben geschrieben haben mußte. Es war eine sogenannte „gebildete" Handschrift; sie war aber dem Obersten völlig unbekannt, und auch Frau und Tochter erklärten, sie wüßten nicht, wer der Absender sei.

Die Zeitungen wurden indeß sorgfältig gelesen. Man war schon länger als eine Woche von Hause fort und hatte so gar keine Nachrichten über die Kleinigkeiten des Lebens und die täglichen Vorkommnisse. Die hohe Politik und die wichtigsten Nachrichten erfährt man ja auf der Reise aus den Zeitungen, die man in Hotels und Cafés findet; aber es interessirt uns unterwegs doch auch, — und vielleicht mehr als sonst, wenn wir zu Haus sind, Alles, was in unserer engen Heimath und deren Umkreise geschieht. Es interessirt uns auf das Lebhafteste, zu erfahren, daß es in der Nachbarschaft eine große Feuersbrunst gegeben hat; es erregt unser höchstes Interesse, aus dem Lokalblatt zu entnehmen, daß irgend eine uns bekannte Persönlichkeit verstorben oder in irgend einer Weise, durch eine Beförderung oder Ernennung, ausgezeichnet worden ist. Seien wir ehrlich und legen wir die Hand auf's Herz: am kleinen Klatsch hängen wir doch schließlich Alle, wenn wir uns auch noch so erhaben darüber dünken, und sind wir auf Reisen, so interessirt uns das Inserat eines Geschäftsmannes, bei dem wir zu Haus unseren Bedarf decken, zuweilen mehr als der wichtigste hochpolitische Leitartikel.

Als der Oberst über Turin nach Genua kam, fand er hier wieder einen ziemlich dicken Kreuzband, der sogar mit einer Zwanzigpfennigmarke frankirt war. Die Adresse zeigte wieder dieselbe Handschrift; der Band enthielt die fortlaufenden Nummern des Provinz- und Lokalblattes.

Der Oberst und seine Familie begrüßten diese Sendung diesmal mit unverhohlener Freude. Sie konnten im Zusammenhang die Nachrichten verfolgen, erfuhren Alles, was geschehen war, wenn auch die Zeitungsnummern einige Tage alt waren, und der Oberst konnte nicht umhin, mit seiner Frau zusammen ernstlich zu überlegen, wer wohl der Absender sei.

„Hast Du Jemanden beauftragt, uns die Zeitungen nachzuschicken, oder hast Du vielleicht irgend Jemand gegenüber den Wunsch geäußert, die Zeitungen zu haben?" fragte der Oberst seine Gattin.

„Nein!" erklärte diese; „ich habe gar nicht daran gedacht, daß einem die Lektüre dieser Zeitungen unterwegs so viel Vergnügen machen könne."

„Ich begreife es nicht, wer uns diesen Gefallen erweist. Es handelt sich ganz entschieden um eine Aufmerksamkeit, für die wir dankbar sein müssen. Hoffentlich treffen diese Sendungen auch auf der weiteren Reise ein, denn wir bleiben länger als einen Monat unterwegs, und in dieser Zeit will man doch erfahren, wie es im Garnisonneste aussieht."

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, wollen wir nur konstatiren, daß das „Garnisonnest", von dem der Herr Oberst so despektirlich sprach, eine Stad von 60,000 Einwohner war. Aber der Herr Oberst von Schölln war ein sehr kurz angebundener Herr, der die „starken Ausdrücke" liebte und mit dem überhaupt nicht zu spaßen war.

In Pisa war nur ein Tag Aufenthalt. Aber in Rom fand man nicht nur einen Streifband, sondern es kam während des Aufenthaltes auch noch ein zweiter an. Hier fiel dem Obersten erst auf, daß der Absender dieser Kreuzbänder sich sehr genau über seine Reiseroute informirt haben mußte. Jedenfalls besaß er einen Prospekt der Reisegesellschaft und berechnete genau die Daten der Ankunft der Reisenden in den verschiedenen Städten. In dem Lokalblatt stand dieses Mal ein sehr wichtige Nachricht. In einem Geschäft, in dem auch der Oberst mit seiner Frau Einkäufe machte, hatte eine Gasexplosion stattgefunden, es waren Menschen verletzt worden, und in mehreren aufeinander folgenden Nummern wurde ausführlich über das Unglück und das Befinden der Verletzten berichtet.

Das interessirte natürlich die Reisenden außerordentlich, und als der Oberst mit Gattin und Tochter Abends auf seinem Zimmer beim Thee saß und eifrig in den Zeitungen las, erklärte er:

Ich gäbe Etwas darum, wenn ich wüßte, wer uns diese Gefälligkeit und Aufmerksamkeit durch das Zusenden der Zeitungen erweist. Weiß Gott, ich würde mich herzlich freuen, zu erfahren, wer so liebenswürdig ist."

Fräulein Hildegard, nebenbei bemerkt eine sehr liebliche Madchenblume (mit dieser Bezeichnung hoffen wir uns eine steckbriefliche Beschreibung der jungen Dame zu ersparen), rauperte sich einige Mal und sah dann nach dem gestrengen Papa hinüber. Dann begann sie schüchtern:

„Ich glaube, Papa, ich weiß, wer der Absender der Streifbänder ist."

„Nun, wer soll es denn sein?"

„Ich habe die Handschrift erkannt, Papa. Nicht gleich beim ersten Mal kam ich dahinter, aber es sind mir hernach doch gewisse Schriftzüge aufgefallen, und ich habe mir Mühe gegeben, mich zu erinnern, wo ich diese schon einmal gesehen habe."

„Nun, und wer ist es denn?" fragte der Oberst etwas ungeduldig.

„Ich glaube, es ist der Lieutenant von Lübner, Papa."

Das Gesicht des Obersten verzog sich, und zwar nicht zu einem liebenswürdigen Ausdruck.

„Ach — der!" sagte er beinahe verächtlich und fügte noch ein Wort hinzu, das wenig Respekt vor diesem Lieutenant von Lübner ausdrückte.

Auch die Frau Mama meinte:

„Du irrst Dich wohl, Hildegard."

Hildegard war sehr roth geworden.

„Nein, Mama", erwiderte sie; „ich glaube, ich irre mich nicht. Ich entsinne mich eines eigenthümlichen Zuges gerade bei dem L, das Lübner in seinem Namen hat. Ich kenne dieses L von meiner Tanzkarte, in die er sich einzeichnete. Dieses große L habe ich wiederholt in der Adresse gefunden."

Der Oberst dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Ich verstehe Dich nicht. Wie kommt ein großes L in unsere Adresse? Wir haben uns bisher in keinem Orte befunden, dessen Name mit einem großen L anfängt: Mailand, Genua, Rom schreibt man doch nicht mit großem L! Und wenn ich mir die ganze Adresse vergegenwärtige: „Seiner Hochwohlgeboren dem Königlichen Oberst und Regimentskommandeur Herrn von Schölln".

Dieser Logik gegenüber wußte Hildegard nichts Anderes zu thun, als noch röther zu werden und zu schweigen.

Der Papa schien zu triumphiren, daß er Recht behalten hatte, und sagte:

Du siehst, wie man sich irren kann. Der Mensch und mir Gefälligkeiten erweisen! Ich glaube wenn er mich vergiften könnte, er gäbe Etwas darum. Der dankt Gott; daß sein alter Oberst nicht da ist und ihn täglich rüffelt, den miserablen Soldaten, den unser Herrgott im Zorn zum Lieutenant gemacht hat. Der fürchtet sich vor dem Tage, an dem ich zurückkomme."

Damit war die Sache vorläufig abgethan.

Auch in Catania, in Palermo und und dann in Neapel trafen diese Kreuzbänder mit außerordentlicher Regelmäßigkeit ein. — Gekränkte Unschuld kommt immer zu ihrem Rechte: In Neapel kam ein Kreuzband an, den der Herr Oberst auf das Sorgfältigste revidirte. Dabei entdeckte er, daß zu dem Streifband ein Stück Papier verwendet worden war, das wahrscheinlich schon früher einmal als Adresse gedient hatte. Auf diesem Stück Papier, auf der inneren Seite des Kreuzbandes, stand deutlich der Name Lübner. Es war jedenfalls sehr leichtsinnig von dem Herrn Lieutenant, derartig beschriebenes Papier zur Adresse zu verwenden, denn es ist dies postalisch untersagt, und eventuell hätte der Herr Oberst ein kolossales Strafporto für die Sendung zahlen müssen. Zum Glück hatte man auf der Post das Versehen des Herrn Lieutenants nicht entdeckt; der Oberst nahm aber Veranlassung, wieder über den Unzuverlässigen und Unaufmerksamen loszuwettern und sich über ihn in Ausdrücken zu ergehen, die das gerade Gegentheil von Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit waren.

Wer war denn nun eigentlich dieser schreckliche Mensch, den der Oberst fast zu hassen schien?

Als Mensch war er jedenfalls sehr angenehm, sehr liebenswürdig, sehr freundlich. Er war ein schöner Mann, und nichts wäre an ihm auszusetzen gewesen, außer daß er Soldat war. Dazu eignete er sich wirklich nicht. Er war unter Mittelgröße, war ein wenig schwerfällig, weil er trotz seiner verhältnißmäßig jungen Jahre stark zum Embonpoint neigte, er war außerdem phlegmatischer Natur und Das, was man „pomadig" im Dienst nennt. Diese pomadigen Leute waren aber dem Obersten von Schölln, der zu den schneidigsten Herren gehörte, ein wahrer Greuel. Er verlangte von seinen jungen Offizieren Elastizität, Schneidigkeit und vor Allem Dienstfreudigkeit. Er wollte, wenn er einen dienstlichen Auftrag ertheilte, dem Untergebenen vom Gesichte ablesen, das ihm die Ausführung dieses Auftrages Freude machte. Wenn er aber dem Lieutenant von Lübner einen Auftrag gab, sah dieser so gleichgültig drein, daß der Oberst fuchsteufelwild wurde. Gewöhnlich nahm er dann sofort Veranlassung, ein dienstliches Donnerwetter sich über dem Haupte des pomadigen Lieutenants entladen zu lassen, wurde jedoch dadurch gewöhnlich noch wilder, denn auch dieses Donnerwetter rührte den Lieutenant gar nicht. Daß unter solchen Umständen zwischen dem phlegmatischen Offizier und dem schneidigen Kommandeur keine besondere Freundschaft bestand, ist eigentlich selbstverständlich.

Und doch schickte dieser Mann jetzt dem Obersten in liebenswürdigster Weise die Zeitungen nach? — Es war kein Zweifel, daß Lübner der Absender war. —

Frau von Schölln wurde tiefsinnig. Wir meinen das nicht im unglücklichsten Sinne, sondern wollen es nur so verstanden wissen, daß sie sehr nachdenklich wurde. Sie war auch der Ansicht gewesen, Hildegard habe sich geirrt, als sie schon in Rom behauptete, diese Kreuzbänder stammten von Lübner. Nun hatte sie doch Recht. Sollte sie etwa schon vorher gewußt haben, daß der Lieutenant seinen Obersten diese Aufmerksamkeit erweisen würde?

Die Frau Oberst legte sich auf die Lauer. In Neapel traf noch ein zweiter Kreuzband ein, und nun sah sie, wie die Tochter nach dem Umschlag, auf dem die Adresse stand, griff und dann mit einem Riß die Briefmarke entfernte.

„Aber was machst Du denn da?" fragte erstaunt die Frau Oberst, und betrachtete das abgerissene Stück Papier mit der aufgeklebten Briefmarke, das sich in Hildegards Händen befand, scharf. „Was willst Du denn mit der Briefmarke?"

„Ich sammle Briefmarken."

Die Frau Oberst schüttelte darauf den Kopf und sagte:

„Es ist eine ganz gewöhnliche deutsche Zwanzigpfennigmarke. Seit wann sammelst Du denn solche Dinge?"

Darauf wurde Fräulein Hildegard sehr verlegen und erwiderte:

„Ich sammle seit einiger Zeit alle Briefmarken. Ich liefere sie an das Comite für die Waisenkinder ab."

Nach dieser Erklärung schwieg die kluge Mutter, obgleich sie wußte, daß ihre Tochter gelogen hatte. Als aber Hildegard wenige Minuten später erklärte, sie wolle auf ihr Zimmer gehen und einen Brief an eine Freundin schreiben, gab ihr zwar die Frau Mama die Erlaubniß, stieg dann aber selbst sehr leise nach dem eigenen Zimmer hinauf, das sie zusammen mit dem Gatten bewohnte und das unmittelbar an das Hildegards grenzte.

Wir entbloden uns nicht, zu erzählen, daß die Frau Oberst durch das Schlüsselloch ihre Tochter Hildegard im Nebenzimmer beobachtete. Einen Vorwurf kann ihr daraus Niemand machen, denn sie erfüllte in diesem Augenblick nur ihre Mutterpflicht. Sie sah ganz deutlich, wie Hildegard die Briefmarke vorsichtig mit Wasser befeuchtete und sie nach einiger Zeit von dem Papier, auf dem sie klebte, abzog. Die Briefmarke selbst warf Fräulein Hildegard verächtlich bei Seite; das Stück Papier aber, das in ihrer Hand geblieben war, schien sie sehr zu interessiren; die Frau Oberst sah sogar, daß Hildegard auf dieses noch feuchte Papier ihre Lippen drückte. Ebenso sah sie dann, wie Hildegard das Blättchen Papier sorgfältig in ihrem Portemonnaie verwahrte.

Die Frau Oberst war zu klug, um darauf ohne Weiteres ihre Tochter ins Verhör zu nehmen; sie beschloß, den nächsten Kreuzband abzuwarten.

Dieser traf ein, als man sich auf der Rückreise von Florenz befand. Diesmal griff die Frau Oberst nach dem Packet und entfernte mit einem kühnen Riß die Briefmarke mit dem Stück Papier, auf dem sie festklebte. Sie hatte dann ihre heimliche Freude daran, zu sehen, welche Kriegslisten Fräulein Hildegard versuchte, um sich in den Besitz dieses Stückes Papier zu setzen. Die Frau Oberst that aber, als stecke sie in Gedanken das Papier in ihre Tasche, und entfernte sich dann, um sich in ihrem Zimmer einzuschließen.

Dort angekommen, löste sie die Briefmarke vorsichtig ab und fand auf dem Papier unter derselben mit einer feinen Feder und in kleinster Schrift geschrieben:

„Hunderttausend Küsse sendet der süßen, süßen, süßen Hildegard ihr Benno."

Benno hieß der Lieutenant von Lübner. — Mit einem Schlage wußte nun die Frau Oberst Alles. Mein Gott, sie war auch einmal jung gewesen, sie hatte auch heimliche Briefe gewechselt, sogar mit ihrem Gatten, als er ihr Bräutigam war. Aber das war ihr doch neu, daß man eine Correspondenz unter einer Briefmarke führen könne. Sie verstand auch sofort, wie Alles zusammenhing. Hildegard und Lübner waren ein Liebespaar. Hildegard schrieb wahrscheinlich von der Reise sehr häufig an ihn, wenn sie erzählte, sie schreibe Briefe an ihre Freundinnen. Lübner konnte nicht gut an Hildegard schreiben, weil der Brief in die Hände des Vaters oder der Mutter gefallen wäre. Er besorgte also unter den Briefmarken der Kreuzbänder die Korrespondenz mit ihr, indem er ihr wenigstens kurze Grüße und zahlreiche Küsse zuschickte. Man sollte es nicht glauben, daß hunderttausend Küsse unter einer einzigen Briefmarke Platz haben.

Trotzdem die Frau Oberst das Geheimniß nun entdeckt hatte, schwieg sie. Auf der Reise wollte sie mit ihrer Tochter keine Scene machen. Das aber überlegte sie, daß Herr von Lübner eigentlich ein Mann war, wie sie ihn sich für ihre Tochter nicht besser wünschen konnte. Er war liebenswürdig, solide, angenehm und auch sehr vermögend. Wenn er nur nicht Soldat gewesen wäre!

Auch in Venedig kam noch ein Kreuzband an, und die Frau Oberst war so großmüthig, die Briefmarke der Tochter zu überlassen, ohne vorher nachzusehen, was sich unter ihr befand. Waren es doch wahrscheinlich wieder nichts Anderes, als hunderttausend Küsse.

Als man sich aber auf der Rückreise befand, und als Mutter und Tochter allein im Korridor des Durchgangswagens standen, sagte die Mama ihrer Hildegard, daß sie „Alles" wisse.

Darauf blieb das Fräulein aber staunenswerth kühl und sagte: „Er hat unterdeß seinen Abschied genommen und geht auf seine Güter, und nach Weihnachten wollen wir heirathen."

Nun war die Frau Mama erstaunt, wie pomadig die Tochter sein konnte. Die Pomadigkeit ist anscheinend ansteckend, nur ist der betreffende Bazillus noch nicht gefunden....

Wir haben Herrn Rittergutsbesitzer Lübner mit seiner Gattin Hildegard ebenfalls auf einer Gesellschaftsreise kennen gelernt und von ihnen Vorstehendes erfahren. Vielleicht war es Unrecht von uns, dieses Geheimniß von der Korrespondenz unter der Briefmarke zu verrathen. Denn wenn sich auch die „Herren Eltern" über diesen Verrath freuen, so ärgert sich wahrscheinlich die Jugend darüber.

Mit dieser aber soll man es nicht verderben, denn ihr gehört bekanntlich die Zukunft....

Blüchers „Piepenmeister".

Von des Marschall Vorwärts „Piepenmeister" weiß nach den Erinnerungen eines alten Freiheitskämpfers Josef Maertl im „Deutschen Soldatenhort", der reichhaltigen und illustrirten Zeitschrift für das deutsche Heer und Volk Mancherlei zu erzählen. Der alte Blücher war ein leidenschaftlicher Raucher. Am liebsten schmauchte er aus holländischen Thonpfeifen; er führte eine ganze Kiste solcher mit sich, über die ein eigener „Piepenmeister" die Aufsicht hatte. Zerbrach eine der Pfeifen, so war das ein Ereigniß, das für unseren alten Helden vielleicht mehr Wichtigkeit hatte, als ein kleines Scharmützel mit dem Feinde. Es ward dann in solchen Fällen die „Blessirte" genau untersucht, und war der Stiel nicht zu knapp am Kopfe abgebrochen, so war sie ins Korps der Invaliden versetzt und erhielt den Namen „Stummel". Eines solchen Stummels bediente sich der Feldmarschall gewöhnlich auf Marsch- und Rekognoszirungsritten, und gar mancher ist ihm, wie Augenzeugen versicherten, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggeputzt worden.

Zur Zeit der Befreiungskriege war für den Marschall wieder die Nothwendigkeit eingetreten, sich wieder einen neuen „Piepenmeister" zuzulegen, und seine Wahl fiel diesmal auf einen Rostocker, Namens Christian Hennemann, der ihm über alle Maßen treu ergeben war. Hennemann wußte genau, wie viele komplette Pfeifen, Blessirte und Stummel vorhanden waren, er zählte sie jeden Sonnabend wie ein Geizhals seine harten Thaler und gerieth schier außer sich, wenn er unter den Blessirten eine fand, die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erschien. Es war am Morgen der Schlacht bei Belle-Alliance. Sein getreuer Hennemann hatte dem Alten eben, wie vor jeder Schlacht, eine frisch angebrannte „Lange" überreicht, als dicht neben dem Helden eine Kanonenkugel einschlug, so daß Erde und Kies ihn und den Schimmel vollständig bedeckten. Der Gaul machte einen Seitensprung und die schöne Pfeife zerbrach, ehe der greise Held auch nur einen Zug daraus gethan hatte. „Donnerwetter Lümmels verdammte, Euch soll doch gleich der Teubel holen" fluchte Marschall Vorwärts. „Ick will Euch liehren de Piep vort' Mul wegtoschieeten! Hennemann, lieber Junge", wandte er sich darauf an seinen „Piepenmeister", der sich noch immer den Sand aus den Augen rieb; „stopp' mich mal 'ne neue Piep, brenn' se mich an un wart' hier uff mir!" Damit riß er den Säbel aus der Scheide und mit „Vorwärts Jungens!" ging es los, dem Feinde entgegen, weiter, immer weiter, so daß die Jagd nicht nur „einen Oogenblick" sondern einen ganzen Tag bis in die Nacht hinein dauerte und der Marschall Vorwärts selbst seine Pfeife vergaß.

Nach vielem Ringen war endlich die Schlacht geschlagen, bei dem zerschossenen Wirthshause Belle-Alliance trafen sich die befreundeten Sieger Blücher und Wellington und wünschten einander Glück. Im Verlaufe des Gespräches, das, weil der Marschall Vorwärts kein Englisch, Wellington aber das von Blücher sehr gut beherrschte Französisch nicht verstand, mittelst eines Dolmetschers geführt wurde, erkundigte sich der englische Heerführer nach des Marschalls Stellung am Morgen, die es ihm ermöglichte, einen so meisterhaften und in seiner Wirkung für den Feind so verderblichen Angriff auszuführen. Blücher, der, wie gut er auch dreinschlug, doch nicht besonders stark im Schildern geschehener Thaten war, zog bei dieser Frage die Augenbrauen in die Höhe, spuckte seinen Primtabak in weitem Bogen in die Luft, räusperte sich und meinte: „Herr Kamerad, das kann ick auf der Stelle nicht so genau beschreiben, am besten ist es schon, wir reiten hinüber und sehen uns dat Ding mit den eigenen Oogen an." Damit gab er seinem Schimmel die Sporen und sprengte Wellington voran, der Stelle zu, wo er am Morgen gehalten. Es war Alles leer auf dem Platz, aber unter dem Baume, wo dem Marschall Vorwärts die „neue Piep" entzwei gegangen, stand ein Mann, das Haupt verbunden, den Arm mit einem Tuch umwickelt und rauchte aus einer blendend weißen, langen Thonpfeife. „Donner noch eenmal, dat is ja min Krischan Hennemann!" rief Blücher schon von Weitem. „Kerl, wie siehst Du aus und was machst Du denn hier?" Christian Hennemann war es in der That, sah recht mürrisch darein und betrachtete seinen Herrn mit einem bösen, vorwurfsvollen Blick. „Kommen Sie endlich," sagte er dann. „Den ganzen Tag habe ich hier gestanden und gewartet, eine Pfeife nach der anderen haben mir die verdammten Franzosen vons Maul weggeschossen, einmal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleisch vom Kopp gerissen und die Faust da wird wohl auch zum Teubel gehen. Das ist die letzte ganze Pfeife." Damit reichte ihm Christian Hennemann die brennende Pfeife; dieser nahm sie mit dankbarem Blicke entgegen und indem er beharrlich dampfte, sagte er: „Armer Christian, lieber Junge, es ist wahr, ick habe Dir lange warten lassen, aber siehst Du — de Kierls wullen hüet jo nich gliek loopen!"

Napoleon der Dritte und Musikdirector Parlow.

An die Geschichte des Pommerschen Füsilier-Regiments Nr. 34, welches jetzt in seiner jetzigen Garnison Bromberg sein 175jähriges Bestehen und damit zugleich die Gedenktage von 1870—71 feiert, erinnert eine Begebenheit, die seinerzeit in den weitesten Kreisen viel diskutirt und belacht wurde. Es war im Jahre 1867. Napoleon der Dritte stand auf der Höhe seiner Macht, und zu der großen Weltausstellung in demselben Jahre fanden sich die europäischen Herrscher fast alle in Paris ein. Da mit der Weltausstellung auch gleichzeitig ein musikalischer Wettstreit verbunden war, so erhielt die Capelle des Pommerschen Füsilier-Regiments Nr. 34, welches damals noch in Stettin stand, den Befehl, sich an dem Wettstreite zu betheiligen. An der Spitze der Capelle stand der berühmte Musikdirektor Parlow, der nicht allein den Ruf eines tüchtigen Musikmeisters, sondern auch den eines beliebten Componisten hatte. Dem Musikdirektor Parlow wurde nun in Paris die Ehre zu Theil, eines Tages vor dem damals mächtigen Kaiser Napoleon dem Dritten zu spielen. Nach Beendigung des Konzertes ließ sich Napoleon mehrere Instrumente der Capelle zeigen und schließlich die Infanterie- und Cavalleriesignale der preußischen Armee vorspielen. Unter diesen Signalen befand sich auch das allen Soldaten bekannte „Avanciren". Nachdem der Hoboist das Signal abgegeben hatte, forderte Napoleon den Musikdirektor Parlow auf, das Signal „Retiriren" blasen zu lassen. Parlow sah den französischen Herrscher groß an und erwiderte ihm mit der größten Ruhe von der Welt: „Majestät, das Signal wird in der preußischen Armee nicht geübt." Napoleon lächelte zwar, Parlow aber merkte, daß ihm die Antwort nicht gefallen hatte. Der Kaiser drehte sich und die Musikaufführung war sofort zu Ende. Die schlagfertige, vortreffliche Antwort Parlows machte damals die Runde durch Europa.

Im Eisenwaarengeschäft.

„Ich möchte ein solches Ding, wissen Sie, das man an die Thür befestigt, damit sie von selber schließt."

„Ja wohl; einen automatischen Thürschließer, nicht wahr?"

„Ganz recht; und nicht zu theuer."

„Schon, mein Herr, einen billigen automatischen Thürschließer."

„Der aber nicht zu komplizirt sein soll."

„Ich verstehe. Sie brauchen einen billigen automatischen Thürschließer von einfacher Zeichnung."

„So ist es. Aber keins von den scheußlichen Dingen, die krachend in's Schloß schnappen."

„Das wäre natürlich fatal. Sie brauchen einen einfachen automatischen Thürschließer, billig und mit leichter Feder."

„Ja, nur darf er die Thür auch nicht zu langsam schließen."

Kurzum, Sie wünschen einen einfachen billigen automatischen Thürschließer, der weder zu schnell, noch zu langsam schließt?"

„Stimmt. Freilich darf er wiederum so schwer nicht schließen, daß eine Pferdekraft dazu gehört, die Thür aufzukriegen."

„Daß wir uns nur verstehen: Sie wünschen einen automatischen Thürschließer, einfach, billig, weder zu schnell, nach zu langsam und leicht zu handhaben?"

„Stimmt auffallend. Zeigen Sie mir so einen.

„Bedaure, mein Herr, aber ich führe keine automatischen Thürschließer."

Ein Omen!

Einem Berliner Blatte wird die folgende köstliche Geschichte erzählt: Es wird Ihnen vielleicht aus den Zeitungen bekannt sein, daß der Oberst des in Mitau stehenden 114. Infanterie-Regiments — auf Ordre des Ministeriums — kürzlich dem 114. französischen Infanterie-Regiment eine Einladung zum Säkularfest des Regiments zugehen ließ. Die Franzosen delegirten den französischen Konsul in Riga, welcher Offizier, Oberst oder Oberstlieutenant ist. Nachdem man nun ordentlich geseiert hatte, und der Franzose schließlich nach Riga zurückgekehrt war, blieben die russischen Offiziere mit einigen Gästen zurück. Einer der letzteren hielt nun eine Rede, in welcher er seine Meinung von der Nutzlosigkeit eines französischen Bündnisses darlegte und damit motivirte, daß Rußland, da es doch keinen Angriffskrieg wollte, gar kein Bündniß brauche, sondern sich selber genug sei. Darauf erhob sich ein durch seinen Deutschenhaß bekannter Offizier des 114. Regiments, gab seiner Meinung über die nothwendige Vernichtung Deutschlands beredten Ausdruck und schloß, indem er sein Glas erhob, mit dem Ausruf: „So wie ich dieses Glas zerbreche, so werden wir Deutschland zertreten und vernichten." Darauf suchte er dann mit voller Anstrengung das Glas mit den Händen zu zerbrechen — es gelang nicht. Endlich warf er das Glas mit aller Gewalt gegen den Boden — aber auch jetzt blieb das Glas heil. Es wird versichert, die Herren Offiziere seien wegen des fatalen Omens in etwas gedrückter Stimmung heimgeschwankt.

Im Eifer.

„Papa, auf der Zimmerdecke kriecht ein Käfer herum!"

„Zertritt ihn, und laß' mich in Ruhe!"

Doppelsinniges Selbstlob.

Hausfrau (im Begriff, ein „Mädchen für Alles" zu engagiren): „Verstehen Sie sich auch auf die feinere Küche?"

Mädchen: „O, ich sag' Ihnen, wenn ich für meine letzte Herrschaft gekocht hab', hat sich immer Alles traut gegessen!"

Eine wahre Gespenster-Geschichte.

In einem alten Schlosse geht ein Geist um. Mr. For beschließt, um dessen Bekanntschaft zu machen, in dem Schlosse zu übernachten.

Um Mitternacht erscheint das Gespenst, klirrt mit den Ketten, geht auf das Lager des Mr. For zu und nimmt ihm — die Börse weg.

„Ui kann brauchen ein Geist — Geld?" sagt der „Englishman".

„Her'n Se, mei' Gutester," antwortet das Gespenst, „ich bin Se aben teen gewöhnlicher Geist!"

Spricht's und verschwindet.

Malmös.

Sonntagsjäger: „Verdammtes Pech, wieder muß mir so ein altes Weib begegnen!"

Alte Frau: „Ist doch einerlei, Herr; — deßwegen kostet der Has auch nicht mehr!"

Spitzbuben-Ehrgeiz.

„Den Schmierer Franz hat die Polizei schon wieder einmal festgenommen!"

„Wohl möglich; der Kerl ist ein solcher Freund von Schmeicheleien, daß er sich fangen läßt, blos um zu hören, wie ihn sein Anwalt bei der Verhandlung herausstreicht!"

Aus Protzenhausen.

„Wie geht es Ihrem Sohn, Frau Silberberg?"

„Danke, er wird morgen zum ersten Mal wieder den Salon und die sieben Zimmer verlassen können!"

Militärisch.

Lieutenant: „Ich höre Stimmen im Salon? Ist denn Deine Kaffeegesellschaft noch nicht zu Ende?"

Gattin: „O ja, langst! Ich habe nur noch einige Damen „zur Kritik" versammelt!"

Hyperbel.

Unteroffizier (zum Rekruten, der in seinem Civilverhältniß Postbeamter ist): „Wie der Mensch wieder am Reck da droben baumelt! Mit den Händen telegraphirt er und mit den Beinen trägt er Briefe aus!"

Modern.

Lehrerin: „Das Zicklein springt von Stock zu Stock, von Stein zu Stein. Es ist ein unruhiges Thierchen, das nirgends stille stehen kann. Also Aennchen, wie ist das Zicklein?"

Aennchen: „Es ist nervös!"

Gewohnheitsfrage.

Freier (Stammgast): „...Herr Wirth, ich möchte Sie um die Hand einer Ihrer Töchter bitten!"

Gastwirth: „Hell oder dunkel?"

Aus dem Examen.

„Wie stellen Sie die Todesursache fest, Herr Candidat?"

„Ich sehe nach, was für Medizinen der Patient bekommen hat!"

Militärische Weisheit.

Unteroffizier (instruirend): „Nu paßt 'mal auf, Ihr Dämelsköppe, da doch keiner von Euch weiß, was 'ne Sektion is. Eene Sektion besteht, wie schon der Name sagt, aus nich mehr als sechs und nich weniger als vier Mann — in der Regel jedoch aus fünf!"

Frühmorgens.

Onkel: „Mein Neffe ist wohl gerade nach Hause gekommen, ich sah vor mir auf der Straße nämlich so eine schwankende Gestalt...."

Hauswirthin: „Eine schwankende Gestalt? O nein, das ist er nicht gewesen, der junge Herr ist von zwei kräftigen Nachtwächtern gebracht worden!"

Eine neue Fakultät.

„Nicht wahr, Großhofbauer, Euer Sohn studirt?"

Bauer: „Ja, aber die G'schicht ficht scho' a bisl in's Saufen hinüber!"

Vom Kasernenhofe.

Unteroffizier: „Es ist unglaublich, wie schlapp der Kerl wieder dasteht! Eine Schlafmütze ist das reine Eichhörnchen dagegen."